

Stephan Oswald
RÜCKKEHR NACH ROM
zu Klampen

Stephan Oswald lebt in Italien und hat dort an verschiedenen Universitäten deutsche Sprache und Literatur gelehrt. Er war stellvertretender Leiter des Deutsch-Italienischen Kulturinstituts in Bologna. Schwerpunkt seiner Forschung sind neben der Geschichte des deutschen Italienbildes die kulturellen Beziehungen beider Länder.

Stephan Oswald

RÜCKKEHR NACH ROM

Auswärtige Kulturförderung
der jungen Bundesrepublik –
eine Spurensuche in der
Villa Massimo



zu Klampen

Inhalt

- 7 Vorwort
- 15 Ankunft
- 18 Dienstantritt mit Hindernissen
- 22 Eduard Arnhold, ein großer Mäzen:
Vorgeschichte I
- 29 Zwischen den Kriegen. Direktor Herbert Gericke:
Vorgeschichte II
- 46 Ein Mann mit Monokel
- 51 Clemens von Brentano, erster bundesdeutscher
Botschafter
- 58 Der »Fall Bendheim«
- 73 Adenauer-Besuch in Italien
- 77 Dieter Sattler – der erste Kulturattaché in Rom
- 88 Kulturausschuss-Sitzung Bonn, 13.-14. Juni 1955
- 93 Abstrakte vs. figurative Kunst – die »italienische«
Villa Massimo
- 106 Die Zeitungen greifen ein – Italienisches Presse-Echo
- 113 Ein einflussreicher Alliiertes – Hans Fürstenberg
- 118 Botschafter sucht Residenz
- 126 Der lange Weg
- 133 Italienische Künstler in der Villa Massimo

143	Aktivlegitimation
148	Neubau statt Zwangsräumung
151	Villa Massimo im Hohen Haus – Bundestagsdebatten
157	Botschafter Manfred Klaiber
165	Barockmusik bei Kerzenschein
170	Ein »inoffizielles« Klavierkonzert
172	Hockes Programm
179	Modeschöpfer in der Villa Massimo – Wilhelm Götz und Kurt Pinkl
188	Dr. Carl Gussone – das Kartell des Schweigens
196	Gussone als Chronist der Villa Massimo
203	Heinz Piontek im Hain des Akádemos
210	Hat er oder hat er nicht? Uwe Johnson im Kreuzfeuer
218	Ministerieller Auswahlausschuss
226	Zum 70. Geburtstag – der scheidende Direktor
233	Bibliographie
239	Abbildungsverzeichnis

Vorwort

Nie werde ich den ersten Blick in den Garten der Villa Massimo vergessen, den auch Stephan Oswald an den Anfang seines kulturpolitischen Krimis gestellt hat: seine »grässliche Bescherung in dem Viale di Villa Massimo«, wie sein Buch in Abwandlung des Titels eines der besten italienischen Romane, »Quer pasticciaccio brutto de Via Merulana« von Carlo Emilio Gadda, hätte heißen können. Aber während bei Gadda der Kommissar Francesco Ingrassia scheußliche Verbrechen aufklären muss, deren Wurzeln auch im Faschismus verkrallt sind, hat es Stephan Oswald mehr mit politischen und kultursoziologischen Fragestellungen zu tun, wie sie sich vor allem in der Zeit nach dem Faschismus stellten.

Aber dieser erste Blick! Ich war Anfang der achtziger Jahre frühmorgens in meinem alten Renault in München aufgebrochen und ohne Unterbrechung bis nach Rom durchgefahren, an allen Schönheiten der Renaissance vorbei. Das Bayerische Kulturministerium hatte mich als Stipendiat der Villa Massimo ausgewählt, und da ich wegen meiner Arbeit in einem Verlag nicht ein ganzes Jahr schwänzen konnte, wurde mir erlaubt, drei oder vier Jahre jeweils vier oder fünf Monate in der Villa zu verbringen, immer im Winter, wenn einige der Stipendiaten ihrem Heimweh nachgaben und nach Hause fuhren.

Ich habe oft erzählt, wie ich zwar die Via Nomentana und die Piazza Bologna gefunden, aber wegen des verzwickten Einbahnstraßensystems die Villa immer wieder verfehlt habe, so dass ich schließlich das Auto im Halteverbot stehen ließ und den ers-

ten besten Passanten nach dem Weg fragte: »Next door«, war die Antwort. Sie kam von Alberto Moravia, der in der im Nebenhaus untergebrachten Klinik Villa Margherita seine geschiedene Frau aufsuchen wollte: Elsa Morante.

Also next door. Und dann ging das Tor auf und ich konnte über den berühmten knirschenden Kies an den Ateliers vorbei bis ans Ende des Parks fahren, wo ich die nächsten Monate im zweistöckigen Villino wohnen durfte. Ich sehe noch jedes Teil vor mir, die Spolien, das Zitronenbäumchen, die geräumigen Zimmer mit den soliden Betten, den Balkon mit den Blumenkästen, und ich werde auch den ersten Blick über die sauber gestutzten Rabatten hinweg auf die Villa nicht vergessen, die wie Kafkas Schloss dem Villino gegenüber lag: breit und schwer lag sie da und streute ihr helles Licht über den gepflegten Rasen.

Nein, ich hatte keinen Bammel vor der Villa, obwohl mir schon nach wenigen Tagen sämtliche Horrorgeschichten über deren Bewohner mitgeteilt wurden, nicht einmal hinter vorgehaltener Hand. Wer in die Villa zum Essen eingeladen wurde und warum, wer nie Beachtung durch die Chefin fand oder sogar öffentlich geschnitten wurde, dass die Leitung keinen blassen Dunst von Kunst habe und die Intrigen das Haus überwuchern und dass die schwarzen Hunde der Direktorin die kleinen Kinder der Stipendiaten zu Tode erschreckten. Aber die Hauptklage lautete: Die Direktion ist nicht in der Lage, die Künstler mit den römischen Kollegen und den Stipendiaten der anderen Akademien zu vernetzen – man lebe wie im Ghetto, aber nicht in Rom, der schönsten Stadt der Welt. Entsprach das der Wahrheit oder handelte es sich um die üblichen neidischen Zänkereien, die immer aufkommen, wenn zwei oder drei oder eben zehn Künstler beisammen stehen? Der eine war schon berühmt und erhielt immer Mengen an Post, der andere saß bibbernd vor dem nicht klingeln wollenden Telefon, der dritte erhielt hohen Besuch, während dem vierten vor lauter Einsamkeit die Ideen ausgingen.

Nun muss ich bekennen: Ich war bestens vorbereitet. Tankred Dorst, Horst Bienek, Wilhelm Killmayer, Hans Magnus Enzensberger und Peter Rühmkorf hatten mir alle nur denkbaren Geschichten über die Villa erzählt, so dass ich mit dem Schlimmsten rechnen musste. Besonderen Raum hatten die erotischen Eskapaden eingenommen: wie Tankred Dorst seine Geliebte einschleust oder Horst Bienek seinen schwulen Liebhaber über die mit Glassplittern bewehrte Mauer gezogen hat, das waren schon handfeste Abenteuer, die alle etwas über das Klima aussagten: Es ging früher offenbar sehr autoritär zu. Frauen waren zwar tagsüber geduldet, mussten die Villa aber wieder verlassen, um in nahegelegenen Pensionen die Nacht zu verbringen. Doch das war vor meiner Zeit. Wenn unsereiner Besuch bekam, auch »Damen-Besuch«, dann wurde man höflich von der Pforte informiert. Immerhin war zu meiner Zeit der »römische Vandalismus« noch weit verbreitet. Es verging keine Nacht, dass nicht die Scheiben von parkenden Autos vor der Villa zu Bruch gingen, weil deren Besitzer etwas wertvoll Aussehendes auf dem Nebensitz vergessen hatten. Rolf-Dieter Brinkmann war so fasziniert von solchen Zeichen einer »kippenden« Gesellschaft, dass er manchmal nur noch die Spuren der Verwüstung sah. Aber Rom, dieses steinerne Bollwerk der Macht, hat auch den Dichter vom Niederrhein überlebt, und wenn Ende Februar wie auf ein stilles Kommando die sogar nachts leuchtenden Mimosen über die noch regennassen Mauern fielen, war jede Aggressivität gegen die Aggressivität wie weggeblasen.

Mir war es offen gesagt vollkommen egal, wie die anderen mit der Situation in der Villa umgingen, wenn ich nur in Ruhe mein Rom erkunden konnte. Damals wohnten noch viele Schriftsteller und Künstler in Rom, die ich besuchen wollte, von Italo Calvino über Giorgio Manganelli bis zu Natalia Ginzburg und Elsa Morante, der junge Philosoph Giorgio Agamben, der an einer Übersetzung von Walter Benjamin saß, Hans Werner Henze, der außerhalb in einem

paradiesischen Garten wohnte, oder der andere Komponist Luca Lombardi, und Renate Winner aus Berlin, die Frau des damaligen Direktors der Hertziana, die ich auf der schönsten Terrasse Roms direkt neben der Spanischen Treppe besuchen konnte; und schließlich wohnte Peter Berling in Trastevere, bei dem der junge deutsche Film zu Gast war, von Werner Schröter bis Rainer Werner Fassbinder; wenn man ihn besuchte, musste man über ein knirschendes Feld von Einwegspritzen laufen, da Trastevere der Treffpunkt der Heroin-Junkies aus aller Welt war; und um die Ecke lebte auch der Schauspieler Mario Adorf, der Rom wie seine Hosentasche kannte: Von ihm konnte man lernen, wie man in einem Fiat Topolino eine Einbahnstraße in der verbotenen Richtung befahren konnte. Keiner von denen wusste etwas von den dunklen (oder auch nur komischen) Geheimnissen der Villa Massimo an der Piazza Bologna, und ich hatte den Eindruck, dass es den meisten auch ziemlich egal war: Alles, was an der Nomentana lag, war mehr oder weniger von den dort liegenden faschistischen Liegenschaften infiziert.

Außerdem hatte ich Vorteile, die nicht zu unterschätzen waren. So kannte ich den Mann der Direktorin, Karl Alfred Wolken, dessen Gedichtband »Klare Verhältnisse« (1968) eines der ersten von mir als Lektor betreuten Bücher war. Klare Verhältnisse: Das ließ sich weder von Deutschland in jener Zeit noch von Italien sagen. Es war eher ein Wunschdenken. Wolken hatte sich als Stipendiat der Villa in die Tochter des Direktors verliebt und war in Rom hängengeblieben. Aber ich hatte nie das Gefühl, dass es »seine« Stadt geworden war. Er kam von der Insel Wangerooge und hatte Schreiner gelernt, jetzt war er der Mann der Direktorin und lebte in einer prächtigen Villa. Hat er sich wohlgefühlt? Ich glaube nicht. Jahr für Jahr musste er mitansehen, wie die Stipendiaten ihre ihm oft fremden Projekte verwirklichten und Preise einheimsten, während er offenbar immer größere Mühe hatte, ein neues Buch abzuschließen. Manchmal habe ich mit ihm und seinen unbändigen

Hunden Spaziergänge durch die damals noch nicht wieder ganz hergestellten Gärten der alten, von Mussolini gekaperten Villa Torlonia gemacht, auf denen er mir seine unüberwindbaren Schwierigkeiten mit der gegenwärtigen Literatur und der Kunst ganz allgemein auseinandersetzte. Als glücklich habe ich ihn nie empfunden.

Ich hätte es also leicht gehabt, mich in der Villa einzuschmeicheln, aber es lag mir nichts dran; auch deshalb, weil ich bemerkte (und dann durch eine böse Intrige auch zu spüren bekam), dass meine Freundschaften in Rom nicht allzu gerne gesehen wurden. Schließlich wollte ich ja auch die kommenden Winter wieder in Rom verbringen. Nicht einmal zum rauschenden Fest anlässlich meines vierzigsten Geburtstages am 9. Dezember 1983, zu dem Freunde aus Deutschland anreisten – und freundlicherweise auch auf dem Gelände der Villa untergebracht werden konnten –, erschienen die Direktorin und ihr Mann. Keine Ahnung, warum sie ihre Füße nicht über die Schwelle eines Stipendiaten heben konnten. Dafür hatte ich Freundschaft mit der Hausbesorgerin geschlossen, Paula, mit der ich meine Weihnachtsplätzchen teilte und die mir geduldig ein paar Brocken Italienisch beibrachte. Cosa abbiamo qui? Una forchetta!

Wenn ich jetzt das tolle Buch von Stephan Oswald lese, merke ich, wie wenig ich von der Geschichte der Villa Massimo gewusst habe – obwohl ich einigen der auf den folgenden Seiten auftretenden Damen und Herren begegnet bin: Gustav René Hocke, der wie der später von mir verlegte René König in Genzano di Roma lebte; mit den Kindern von Dieter Sattler bin ich bis heute befreundet, und von dem alten Hermann Kesten habe ich bei seinen Besuchen in München viel über die Vorkriegszeit erfahren. Aber wie mit der edlen Stiftung umgegangen worden war, wie genau sie die Kriege und Krisen überstanden hatte, davon wusste ich nichts oder nichts Genaues.

Vor allem hatte ich natürlich viel über die Villa und ihre Geschichte und ihre Geschichten von den ehemaligen Stipendiaten gehört – und nur wenig von den Wolken! War es Scham, weil Elisabeth, die Tochter des ehemaligen Direktors, dank dessen Intervention in Bonn den Posten erhalten hatte? Immerhin war sie (durch Adoption) die Urenkelin des großherzigen jüdischen Gründers Eduard Arnhold, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Berlin eine Blitzkarriere à la »Tellerwäscher wird Millionär« (mit Kohle aus Oberschlesien) hinlegte und als Kunstsammler und Philantrop (und Verehrer Italiens, er besaß die Böcklin-Villa in Fiesole) dem preußischen Staat die Villa Massimo zum Geschenk gemacht hatte. Diese phantastische deutsch-jüdische Geschichte von Arnhold (der erst jetzt durch die Benennung eines Platzes vor der Nationalgalerie in Berlin eine ziemlich spät erfolgte Ehrung erfahren hat) kann ich zum ersten Mal in allen Einzelheiten in dem vorliegenden Buch nachvollziehen.

Nein, ich habe mich nicht an der Schmähung von Elisabeth und Karl Alfred Wolken beteiligt, auch wenn ich wenig von ihnen erfahren habe. Nicht einmal der Klatsch war wirklich vollständig kolportiert worden: Nie kam zum Beispiel zur Sprache, dass Picasso (leider nicht als Stipendiat) und Neruda, ja sogar Sofia Loren und Gina Lollobrigida die Villa besucht hatten – was meine Imagination natürlich mächtig angeheizt hätte: Es ist doch ein Unterschied, ob ich in dem Bett schlafe, in dem vorher Margarete Hannsmann und dann Ingomar von Kieseritzky genächtigt haben oder Picasso und Sofia Loren (wenn auch hintereinander).

Stephan Oswalds Buch ist für mich auch deshalb so aufregend, weil am Beispiel der Villa Massimo die Verrenkungen und Verschleierungen der deutschen Kulturpolitik im Ausland nach dem Zweiten Weltkrieg minutiös und großartig recherchiert dargestellt werden. Denn natürlich war das Personal, das hier durchleuchtet wird, schon zu Zeiten des Dritten Reichs aktiv, was natürlich

»oben« bekannt war. Was andererseits half, die Villa nach der Katastrophe wieder als deutsches Kulturgut zu bewirtschaften, nachdem die Räumlichkeiten bis 1955 von italienischen Künstlern (vornehmlich Kommunisten, wie es warnend hieß) bewohnt wurden.

Aber wie stellte man sich in den fünfziger Jahren deutsche Kulturpolitik in Rom vor? Treffen mit dem alten römischen Adel, Smokingzwang und Kerzenlicht, wie bei der Bachgesellschaft? Oder sollte man die jungen Künstler einladen, die von solchen Inszenierungen nichts hielten? Was ist repräsentative Kunst? Und wer bestimmt darüber? Das böse Wort des Ministers Heinrich von Brentano über Uwe Johnson ist überliefert: »Ich würde mich an seiner Stelle schämen, mich von dem Geld eines kapitalistischen Staates aushalten zu lassen.« Und ich erinnere mich beim Lesen dieser Chronik noch gut an die Tiraden des Franz Josef Strauß gegen die Unterwanderung des Goethe-Instituts durch Kommunisten und Terroristen, die ich auch deshalb gern erwähne, weil nun auch dieses prominente Institut für Kulturarbeit im Ausland durch massive Kürzungen in seiner Substanz bedroht ist.

Als ich auf die Welt kam, 1943, stellte die Deutsche Akademie (Villa Massimo) an der Piazza Bologna in Rom ihre Tätigkeit ein und wurde als Offizierskasino und nach Kriegsende als Flüchtlingsunterkunft genutzt, bevor sie in die Hände der (kommunistischen!) Maler wie Renato Guttuso geriet. Aber sie hat – wie durch ein Wunder – alle politischen Attacken überlebt! Bis heute arbeiten in den Ateliers deutsche Künstler ein Jahr lang an ihren Werken, und gelegentlich darf auch ein Ehemaliger eine Woche zu Besuch kommen. Darauf freue ich mich schon jetzt, denn dann werde ich, gestärkt und aufgeklärt durch Stephan Oswalds Buch, etwas achtsamer (wie man heute sagt) über den knirschenden Kies wandeln.

Michael Krüger

März 2025

Ankunft

Zunächst sieht man sie überhaupt nicht. Eine hohe, abweisende Mauer lässt einen Park erahnen, den man nur durch das Pförtnerhaus betreten kann. Hier herrscht kein freier Zugang, sondern mit Rücksicht auf die Stipendiaten und ihre Familien, denen ungestörte Ruhe garantiert wird, muss man eine Einladung haben. Während des Jahres ist die Anlage bei einer Vielzahl von Veranstaltungen zugänglich, doch ansonsten braucht es einen Besuchstermin.

Verlässt man auf der anderen Seite das Pförtnerhaus, steht man am Beginn einer schnurgeraden, alten Zypressenallee. Höhe und Umfang der Bäume verraten, dass sie seit mehr als einem Jahrhundert hier stehen. Über knirschenden weißen Kies geht es leicht bergauf, bis man sich am Ende unverhofft auf dem Vorplatz einer imposanten Villa wiederfindet. Plötzlich liegt sie da. Das Überraschende ist der scheinbar beiläufige Auftritt der Anlage, die hinter einer Mauer auf der linken Seite sichtbar wird. Beim Nähertreten erkennt man dann allerdings, dass dem lang hingestreckten Gebäude die entsprechende Tiefe fehlt. Es ist in Wirklichkeit ein schmaler Riegel. Betritt man den Bau, sieht man sofort hinter den Fenstern der Rückwand die Fortsetzung des Parks.

Eigentlich hätte man die Villa als Zielpunkt der Allee erwartet, bereits aus der Ferne sichtbar in bewusster Zurschaustellung eigener Dominanz. Doch das Haupthaus steht nahezu parallel zur Zypressenallee, so dass die perspektivische Zentralachse fehlt, an der doch sonst in Rom kein Mangel herrscht. Der Blick endet zunächst am Fluchtpunkt der beiden Baumreihen. Man muss bis zur

gegenüberliegenden Brunnenanlage zurücktreten, um einen Gesamteindruck der Fassade zu gewinnen und den symmetrischen Aufbau zu erkennen. Dies ist kein Stadtpalast, im urbanen Kontext Roms wäre er fehl am Platz. Doch hier, mitten im Park, kommt der ländliche, trotz seiner Wucht nicht auftrumpfende Charakter der Villa sehr schön zur Geltung.

Ursprünglich konkurrierte der Bau mit der Aussicht am Ende der historischen Zypressenallee, die sich jenseits des Vorplatzes fortsetzt und einst ein gewaltiges Panorama bot: »hohe malerische Pinien, weiter Blick über Campagna nach Albaner Berge, wie gemacht für schaffensfreudige Künstlerseelen«. So beschrieb Eduard Arnhold, Stifter und Gründer der Anlage, seiner Frau die Aussicht. Davon ist heute keine Spur mehr geblieben. Das Oberkommando der italienischen Finanzpolizei, das zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts errichtet wurde, hat den weiten Blick versperrt, und der große Park ist von dichter Wohnbebauung umgeben.

Der erste Entwurf hatte eine völlig andere Anlage vorgesehen, in dem das Hauptgebäude gleichsam über der direkt dahinterliegenden Atelierzeile an der Nordgrenze des Grundstücks thronte. Diese Anordnung wurde nach Einwendungen von Künstlern aufgegeben, weil der Schatten der Villa die Lichtverhältnisse in den Ateliers gestört hätte. Stattdessen wurde das Hauptgebäude völlig freistehend auf die andere Seite des Grundstücks verlegt.

Das unmittelbare Nebeneinander von historisierender Villenarchitektur und der Atelierzeile ist dadurch aufgehoben, und die streng sachliche, serielle und quasi industrielle Werkstattarchitektur der Ateliers, an denen nichts Italienisches, aber viel Bauhaus ist, verleiht dem modernen Komplex eine stilistische Autonomie, die den Vergleich mit dem Haupthaus nicht zu scheuen braucht. Die Werkstatt-Zeile verträgt sich mit der umgebenden mediterranen Vegetation aufs beste, ein gelungenes Beispiel für Fusion, um einmal einen modischen Ausdruck zu gebrauchen.



Abb. 1: Ansicht der Villa Massimo



Abb. 2: Die Atelierzeile; ganz links das Villino-Gebäude

Dienstantritt mit Hindernissen

Der Kulturattaché der deutschen Botschaft in Italien, Dieter Sattler, befand sich in einer ausgesprochen peinlichen Situation, wie aus einer Gesprächsnotiz für den deutschen Botschafter hervorgeht. Herbert Gericke, bis 1938 der Direktor der Villa Massimo, war am Abend des 5. Oktober 1956 nach seiner Rückkehr aus Bonn bei ihm vorstellig geworden und hatte um einen baldmöglichen Termin beim Botschafter gebeten, um sich als frisch ernannter neuer Leiter der Villa vorzustellen. In der Botschaft fiel man aus allen Wolken, und Sattlers Verlegenheit ist unüberhörbar.

»Gericke erzählte [...], er sei am 27. und 28. September 1956 in Bonn gewesen und habe zunächst bei der Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes vorgesprochen. Anschließend sei er mit Herrn Schlegelberger in die Kulturabteilung des Ministeriums des Inneren gerufen worden, wo ihm Ministerialdirektor Hübinger einen Vertrag vorgelegt habe, nach dem er ab 1. X. 1956 auf zwei Jahre als kommissarischer Leiter der Villa Massimo eingesetzt sei. Der Vertrag sei aber noch nicht unterschrieben worden, da er noch der Zustimmung des Finanzministers bedürfe. Ich fragte Herrn Gericke darauf, ob er irgendeine Abschrift des Vertrages oder irgend etwas bei sich habe, was er verneinte. Ich erklärte weiterhin, dass er verstehen müsse, dass sich die Botschaft in einer etwas schwierigen Lage befände, nachdem sie bisher noch keine offizielle Nachricht

über seine Anstellung bekommen habe. Gericke bat darauf, die Botschaft möge in Bonn [...] anrufen.«

Der Botschafter Clemens von Brentano ließ Gericke umgehend ausrichten, er sei in den nächsten Tagen zu beschäftigt, um ihn zu empfangen, was natürlich eine Ausflucht war. In Wirklichkeit wollte er ein Treffen mit ihm vermeiden, denn ein offizieller Antrittsbesuch in der Botschaft nebst Gespräch mit dem Botschafter hätte Gerickes Auftreten einen amtlichen Charakter verliehen. Das wollte Brentano unbedingt vermeiden, solange keine offizielle Bestätigung aus Bonn vorlag. Um diese möge Gericke sich selbst telefonisch oder telegraphisch bemühen, um die Sache zu beschleunigen. Erst nach Eingang der Bestätigung durch das Auswärtige Amt könne er ihn empfangen.

Der formale Ton der Gesprächsnotiz kann leicht darüber hinwegtäuschen, dass die drei sich in Wirklichkeit sehr gut kannten. Clemens von Brentano, seit 1950 Generalkonsul und ein Jahr später erster deutscher Botschafter in Rom, hatte Gericke im März 1952 sogar als geeigneten Kandidaten für den damals noch vakanten Posten des Kulturattachés vorgeschlagen. Diese Stelle trat dann im Herbst des gleichen Jahres Dieter Sattler an, der sich als erstes um die Rückgabe der deutschen wissenschaftlichen und kulturellen Institute bemühte, die zu dieser Zeit noch beschlagnahmt waren und unter italienischer Sequesterverwaltung standen. Gericke selbst lebte zum damaligen Zeitpunkt in Florenz, hielt sich aber oft in Rom auf, wo er sich um die Freigabe der Villa und ihre Wiederinbetriebnahme im Sinne des Stiftungszwecks bemühte. Obwohl seit 1938 nicht mehr beruflich mit der Deutschen Akademie befasst, hatte er wegen seiner Heirat mit der Enkelin des Stifters einen persönlichen Bezug zu der Einrichtung.

Seine verwandtschaftlichen Beziehungen zur Stifterfamilie brachte er auch sogleich ins Spiel und ließ über den Kulturattaché

ausrichten, er könne sich nicht selbst an Bonn wenden, da er noch am gleichen Abend nach Paris abreise, um dort Hans Arnhold, den Vertreter der mittlerweile in Amerika lebenden jüdischen Stifterfamilie, zu treffen. Diese habe dem Bundespräsidenten gerade einen Scheck über 25.000 DM für die Villa Massimo übergeben und versprochen, sich um weitere Sponsoren zu bemühen. Die unterschwellige Botschaft an die bundesdeutschen Stellen war unmissverständlich: Sie verwalteten nur ein Gut, das sich der Großzügigkeit des Stifters verdankte.

Die Episode kann emblematisch für den Wiederbeginn der Aktivitäten der Deutschen Akademie in Rom stehen. Einige der Hauptakteure werden sichtbar, vor allem aber der – heute schwer vorstellbare – improvisierte Charakter, der für die ersten Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg kennzeichnend ist, als es darum ging, mühsam die faktische Verfügungsgewalt über die Anlage zurückzugewinnen und sie zugleich vor dem Botschafter zu schützen, der andere Pläne mit der Villa hatte. Sattler und Gericke agierten dabei als enge Bundesgenossen.

So waren es innere wie äußere Widerstände, die sich einer Rückkehr zur ursprünglichen Bestimmung der Villa Massimo in den Weg stellten. Das Hauptverdienst bei der Wiederinbetriebnahme kommt dabei wohl Gericke zu, dem ersten Direktor der Villa. Er stand damit zum zweiten Mal in seinem Leben vor der Aufgabe, die Anlage nach Beschlagnahmung und zweckentfremdender Nutzung wieder in Gang zu bringen. Das erste Mal war das 1928 der Fall gewesen, als zehn Jahre nach Kriegsende die Villa, die als Genesungsheim für Kriegsversehrte gedient hatte, und die als Prothesenwerkstätten genutzten Ateliers endlich geräumt wurden. Gericke verfügte also über einschlägige Erfahrung, war aber schon beinahe Sechzig, als er »die harte Bürde«, wie er selbst es einmal nennt, noch einmal auf sich nahm. Das ist nicht bloße

Rhetorik, sondern es war wirklich ein mühsames Geschäft, dem er sich ein zweites Mal unterzog. Dabei erwies er sich als äußerst geschickt und verfügte über eine in dieser Situation unerlässliche Eigenschaft, die Hartnäckigkeit. Dass Arnholds Stiftung nach zwei Weltkriegen ihre Arbeit gegen anhaltende Widerstände wieder aufnehmen konnte, ist zum großen Teil ihm zu verdanken. Mit seiner Pensionierung 1965 ging die Gründungsphase zu Ende.

Eduard Arnhold, ein großer Mäzen: Vorgeschichte I

Eduard Arnhold, der Stifter der Villa Massimo, würde einen guten Romanhelden abgeben. Seine Lebensgeschichte, aus mehr als bescheidenen Verhältnissen durch geschäftliches Genie zu höchstem Reichtum und Ansehen zu kommen, bietet ein anschauliches Exempel für die ökonomischen Möglichkeiten einer durch französische Reparationen angeheizten Konjunktur, gepaart mit visionärem Geschäftssinn. Lange Zeit war Arnhold in Vergessenheit geraten. Doch unlängst wurde dank einer bürgerschaftlichen Initiative, die an das zivilgesellschaftliche Engagement des jüdischen Bürgertums in Deutschland und Berlin erinnern möchte, die Piazza am Eingang der Museen am Kulturforum in Berlin in Erinnerung an seine Frau und ihn umbenannt zum Johanna und Eduard Arnhold Platz.

Arnhold entstammte einer jüdischen Arztfamilie aus Dessau, deren Verhältnisse so beschränkt waren, dass er keine Gymnasialausbildung erhielt, sondern 1863 mit vierzehn Jahren als Lehrjunge nach Berlin ging und in die Kohlehandlung Caesar Wollheim eintrat. Sein Aufstieg war kometenhaft: keine zehn Jahre, und er hatte Procura, konnte also selbständig alle Rechtsgeschäfte für den Betrieb vornehmen, und zwei Jahre später war er schon Teilhaber. Noch einmal sieben Jahre, und der frühere Lehrjunge übernahm bei Wollheims Tod das Unternehmen.

Man kann Arnhold nicht seinen Weitblick absprechen und die Energie und Fähigkeit, seine Visionen zu verwirklichen. Er ist



Abb. 3: Johanna und Eduard Arnhold 1925 in Baden-Baden

die deutsche Version des amerikanischen Selfmademan während der Wilhelminischen Epoche, modern vor allem darin, dass er gar nicht erst versuchte, in Konkurrenz mit den bereits existierenden Unternehmen zu treten, sondern die Produktion anderer vermarktete, so geschickt, dass er einer der reichsten Männer Berlins wurde. Aus einer Kohlehandlung entwickelte er ein ganzes Vertriebsimperium der Kohle, dem beherrschenden Energieträger jener Epoche. Es wurden große Depots außerhalb Berlins angelegt, die das ganze Jahr konstante Versorgung und Preisstabilität für individuelle Pri-

vatkunden wie Großabnehmer, etwa Gas- und Elektrizitätswerke, garantierten.

Den Bedarf deckten die oberschlesischen Gruben, deren meist adeligen Besitzer den Vertrieb der eigenen Kohle nur nachlässig betrieben. Arnhold garantierte ihnen die Abnahme der gesamten Jahresproduktion und hatte am Ende, zusammen mit einem Konkurrenten, zwei Drittel der Kohleproduktion Oberschlesiens unter Vertrag. Den Transport organisierte er im großen Stil jenseits von Straße oder Eisenbahn durch den Ausbau von Kanälen, über die mit den Lastkähnen seiner eigens gegründeten Werft in Breslau die Kohle kostengünstig nach Berlin gebracht werden konnte.

Die Geschäfte gingen so gut, dass Arnhold schon bald zu den fünf reichsten Unternehmern der Stadt gehörte. Im Jahr 1908 wurde sein Vermögen auf 42,5 Millionen geschätzt. Er saß in zahlreichen Aufsichtsräten, darunter der Dresdner Bank, der A. E. G. und der AGFA. 1913 berief ihn der Kaiser als ersten und einzigen Juden in das Preußische Herrenhaus. Natürlich fehlte es nicht an Anfeindungen, und ihm wurde in Analogie zu den früheren Hofjuden der höhnische Titel eines »Kaiserjuden« verliehen. Doch Arnhold war nicht der klassische Kapitalist, sondern zugleich ein bedeutender Wohltäter und Mäzen. Am Schloß Herzfelde östlich von Berlin, das er erworben hatte, ließ er aus eigenen Mitteln ein großes Waisenhaus für 100 Mädchen errichten und finanzierte auch dessen Betrieb. In dem nach seiner Frau benannten Johannaheim erhielten die Waisen Unterricht, eine berufliche Ausbildung und in Einzelfällen wurde sogar das Studium finanziert.

Die Geschichte, Arnhold habe den ihm angetragenen Adelstitel ausgeschlagen und auf das vornehme »von« vor dem Namen verzichtet, ist offenbar nur eine Legende, aber die Tatsache, dass er auch später immer darauf bestand, »Kohlenhändler« als Berufsbezeichnung zu führen, offenbart seine skeptische Distanz zu aristokratischem Standesbewusstsein.